

5. Horizonte des Möglichen

In dieser Arbeit wurde d* Cyborg als performative Figur beschrieben, die Dualismen als wesentlichen Bestandteil von Herrschaftslogiken und -praktiken dekonstruiert und zum Zusammenbruch bringen will – als Teil eines queer*feministischen, Rassismus, Kolonialismus und Ableismus reflektierenden Projekts. Als Figuration bringt d* Cyborg, so wie zunächst Haraway sie formuliert, in komprimierter Form zur Anschauung, wie die Welt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschaffen war, welche Umbrüche sich im Gefolge von Technowissenschaften ereigne(te)n, mit deren Konsequenzen wir aktuell konfrontiert sind, welche Logik gegenwärtigen Macht- und Herrschaftsverhältnissen zugrunde liegt, aber auch, wie aus feministischer Perspektive die verschiedenen ineinandergreifenden und sich wechselseitig konstituierenden Formen von Herrschaft gefasst werden können sowie was sinnvolle und notwendige politische Strategien queer*feministischer Kämpfe sein können. Von besonderem Interesse war d* Cyborg als Möglichkeitsentwurf vielfältiger, in sich widersprüchlicher strategischer Identitäten, die Vorstellungen »natürlicher«, binärer und heteronormativer Geschlechter, Sexualitäten und Rassifizierungen unterlaufen. Das Potenzial d* Cyborg in diesem Sinne wird meines Erachtens vorrangig in den SF-Feminismen entfaltet, die weniger die Welt, so wie sie ist, als vielmehr die Welt, so wie sie sein könnte, adressieren. »Was wäre wenn?« ist eine Frage, die Cyborg-Manifest und SF(Feminismen) verbindet. Diese spekulative Form des Schreibens kann in Gedankenexperimenten abstrakte Konzeptionen in fiktive Konkretionen umsetzen und stellt auf diese Weise ein wertvolles Experimentierfeld für queer_feministische Diskussionen bereit. SF-Feminismen können auf kreative, *imaginative* Weise zur feministischen Theoriebildung beitragen und ermöglichen es, andere Welten, zu erlesen und affektiv zu *erleben* – und damit auch neue Vorstellungen davon zu entwickeln, wer eine* sein beziehungsweise werden kann. Hierin liegt die *performative Kraft des Erzählens*. Gerade die spezifische Möglichkeitsform der SF, das Noch-Nicht-Geschehene, kann das Noch-Nicht-Bewusste – hinsichtlich Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung in der Gegenwart angelegte und auf die Zukunft verweisende – in der Imagination hervorbringen. Von Bedeutung ist, wie die jeweiligen Cyborgs in der SF vorgestellt werden. Die einleitend aufgeworfenen Fragen – Sollen konzeptuell Dualismen überschritten, verwischt, durchkreuzt, vereint, oder veruneindeutigt werden? Wie genau, durch welche Bewegung sollen Dualismen hintergangen werden? Mittels welcher Strategien? Und welche

Effekte haben diese Strategien? – habe ich im Close Reading von Marge Piercys *He, She and It* anhand vier verschiedener, von mir als Cyborg identifizierter Figuren untersucht. Dabei zeigte sich, dass Piercy insbesondere hinsichtlich Geschlecht mit unterschiedlichen Strategien arbeitet. Dabei zeigte sich auch, dass Analysen nicht nur fiktiver Texte aufmerksam und offen für nicht vorhergesehene Unterschiede bleiben müssen, für Formen der Verschiedenheit, die sich nicht in die zumeist untersuchten Kategorien – wie Geschlecht, Sexualität, Rassifizierung, Klasse – einordnen lassen. Weil, wie ich argumentiert habe, der Fokus auf die Dekonstruktion und Unterwanderung von Dualismen paradoxerweise zu deren Reproduktion beitragen kann, habe ich mit Octavia Butler schließlich »einen etwas perverse[n] Wechsel der Perspektive« (CM, 40) vollzogen: Denn Butler konzentriert sich weniger auf Dualismen als vielmehr auf die »difference within« – und holt auf diese – zuweilen durchaus unbehagliche – Weise die verschattete Seite des Dualismus zurück ins Licht.

Resümee

Im Laufe dieser Arbeit wurden vielfältige Vorstellungen von Cyborgs besprochen. Feministische (und) poststrukturalistische (und) postkoloniale Autor*innen haben darauf hingewiesen, dass in der okzidentalen Tradition das Denken in Oppositionen organisiert ist, die immer binär sind. Dass Dualismen eine geschlechtliche und heteronormative Ordnung hervorbringen, zeigt sich unter anderem daran, dass es in vielen Sprachen keine Unterscheidung zwischen dem Wort Mensch und dem Wort Mann gibt, in anderen Mann für das Ganze steht. Heterosexualität bedarf der Negation – der Homosexualität. Darüber hinaus sind Dualismen rassifiziert: Weißsein ist unmarkiert, nicht-weiße Personen hingegen sind markiert. Und gerade weil Weißsein unmarkiert ist, wird es nicht als Rassifizierung wahrgenommen – während alle, die als nicht-weiß markiert sind, zugleich rassifiziert werden, Weiße dagegen nicht, so wie auch Männer nicht als Geschlecht wahrgenommen werden. Auch wenn Dualismen sich zunächst auf ein Selbstverhältnis beziehen, nämlich die Selbstbeherrschung, bilden sie letztlich die Grundlage für Herrschaft über andere – beziehungsweise über alle, die als »Andere« konstituiert werden. Dies sind zuallererst Frauen und Weiblichkeit oder die bzw. das »Fremde«. Dekonstruktive und postkoloniale Ansätze haben weitergehend herausgestellt, dass das jeweils andere als »Anderes« darüber hinaus mit Primitivität, Wildheit und Nicht-Weißsein assoziiert wird. Sich selbst als Subjekt zu konstituieren geht folglich mit einem *Otherring* einher, der Abgrenzung von anderen, die dabei zu dem*der (ausgeschlossenen) *Anderen* werden.

Gegen diese Struktur tritt d* Cyborg an, d* als kybernetischer Organismus Dualismen zur Implosion bringt, insofern si*er immer schon Naturtechnik ist. Darüber hinaus entfaltet diese Figur ihre suggestive Wirkkraft sowohl als Metapher wie auch in ihrer Konkretion – denn diese sind Eines. Als kybernetischer Organismus ist d* Cyborg eine historisch spezifische Figur, gebunden an die Entstehung der Kybernetik, den »Wettlauf ins All« und den Kalten Krieg – si*er ist ein Produkt militärischer Forschung. Si*hren ersten Auftritt hatte d* Cyborg in der Weltraumforschung, hier wurde das Konzept des zukünftigen, an die Bedingungen des Weltraums körperlich angepassten Raumfahrers [sic] als Cyborg entwickelt. Die Verbindung aus Organismus und Maschine als erweiterten oder »verbesserten« Menschen (oder anderen Organismus) zu begreifen, geht allerdings an der Logik der Kybernetik vorbei: Organismus und Maschine bilden ein System, das heißt, es handelt sich nicht um zwei Komponen-

ten, die sich getrennt betrachten lassen, ein System ist ein Interaktionszusammenhang und grenzt sich von seiner Umwelt ab, die wiederum aus anderen Interaktionszusammenhängen besteht. Die *Vorstellung* der Verbindung aus Organismus und Maschine wurde durch einen neuen Begriff von Information möglich, der diese sowohl von Bedeutung wie auch von Materie ›befreit‹. Entwickelt wurde dieser für die Nachrichtentechnik, das hier vorherrschende Modell der Kommunikation – das Senden von Signalen von einer Sender*in an eine Empfänger*in, letztlich der Transport von Information – wurde jedoch bald auch in den Sozialwissenschaften aufgegriffen. Neben Information und Kommunikation ist »Steuerung« ein zentraler Begriff der Kybernetik. Systeme halten sich durch Rückkopplung in einem stabilen Zustand, sie steuern sich selbst. Auch dieses Modell ist dem Bereich der Technik entnommen, der Kybernetik ging es allerdings gerade darum, eine Theorie der Kommunikation und der Steuerung zu formulieren, die auf Menschen wie auf Maschinen gleichermaßen anwendbar sein sollte.

Die Kybernetik zweiter Ordnung führte die Beobachter*in als zentralen Bestandteil in das kybernetische Denken ein, die für das ambitionierte Projekt, ein naturwissenschaftliches Modell von Erkenntnis aufzustellen, von zentraler Bedeutung ist. Darüber hinaus wurden Systeme nun als sich selbst organisierende – als autopoietische – Funktionseinheiten verstanden, die selbsterhaltend sind. Damit löste die Kybernetik zweiter Ordnung den Dualismus Schöpfer*in/Geschöpf auf. Nicht zuletzt da Systeme sich in spezifischer Weise von ihrer Umwelt differenzieren, etwa durch Ausprägung spezifischer Unterscheidungsweisen, kann die Kybernetik zweiter Ordnung außerdem eine Vorstellung einer tätigen Materie entwickeln. Gerade die Arbeiten von Humberto Maturana und Francisco Varela stellen eine Verbindung zwischen Biologie und Kybernetik erster Ordnung her, um daraus ihre Version der Kybernetik zweiter Ordnung zu schaffen. Somit beförderten sie die Rede von der Konvergenz zwischen *Computer* und *Life Sciences*, die in Folge unter anderem in Konzepten wie den *Converging Technologies* – die Zusammenarbeit im Bereich der Nano-, Bio- sowie der Informationstechnologie und der Neurowissenschaften mündete. Auch wenn lebende sich von nicht-lebenden Systemen unterscheiden – erstere sind autopoietisch, das sind nicht-lebende Systeme nicht – konnte die Kybernetik erfolgreich eine Theorie der Sprache (Kodierung) und Steuerung für jedwede Form von Systemen etablieren.

Als Haraway in den 1980er Jahren ihr Cyborg-Konzept entwickelte, eignete sie sich bewusst eine technomilitaristische Figur an – tatsächlich betrachtet sie das Cyborg-Manifest als Antikriegsarbeit (Haraway 2008, 5). Und sie wählt auch ganz bewusst das Bild des *kybernetischen* Organismus. Im Unterschied zu den ersten »Entwicklern« Clynes und Kline betrachtet sie Cyborgs jedoch nicht so sehr als zukünftige Existenzweise, sie behauptet vielmehr, dass ›wir‹ alle (auch 1985) schon Cyborgs sind, und dass ›wir‹ uns das gar nicht aussuchen können. Nicht nur in der SF – im Reich der Imagination – gibt es zahlreiche Cyborgs, auch in der modernen Medizin, der Reproduktion, der Produktion – überall wimmelt es von Cyborgs. Daher plädiert Haraway dafür, »d* Cyborg als eine Fiktion anzusehen, an der sich die Beschaffenheit unserer heutigen gesellschaftlichen und körperlichen Realität ablesen lässt« (CM, 34). Das Manifest soll folglich einerseits darauf aufmerksam machen, dass das ›weiße, kapitalistische Patriarchat‹ in eine neue Phase eingetreten ist und eine neue Form angenommen hat. Haraway sieht in der Zeit des Umbruchs jedoch auch neue Handlungsspielräume für sozialistisch-feministische Anliegen. Denn die Figur d* Cyborg ist überhaupt erst

durch die Implosion von drei zentralen Grenzziehungen in der westlichen Wissenschaft möglich geworden: Die Grenzen zwischen Tier und Mensch, Organismus und Maschine sowie die Grenze zwischen Physikalischem und Nicht-Physikalischem. D* Cyborg will Haraway daher »auch als eine imaginäre Ressource« betrachten, »die uns einträgliche Verbindungen eröffnen kann« (ebd.). Darüber hinaus weist die Form des Manifests bereits darauf hin, dass Haraway nicht nur die aktuelle historische Situation darlegen will, sondern es ist auch ein Aufruf, Zukunft zu gestalten – mitzuentwickeln, wer oder was Cyborgs sein werden. Denn angesichts dessen, dass »wir« uns nicht aussuchen können, ob wir Cyborgs sein wollen oder nicht, sollte dieses Bild auf keinen Fall einfach anderen überlassen werden.

Tatsächlich verwendet Haraway den Begriff »Cyborg« im Manifest sehr vielfältig. Zur Klärung werde ich im Folgenden rekapitulieren, in welchen Gestalten Cyborg im Manifest auftritt:

- D* Cyborg ist zuallererst eine *Figur*, die als kybernetischer Organismus immer schon Naturkultur (oder Naturtechnik) repräsentiert. Vermeintlich Kontradiktorisches vereint d* Cyborg folglich in einem Spannungsverhältnis in sich, so dass si*er die Ambiguität zwischen literaler und figurativer Bedeutung andauernd aufrechterhält. Und dies nicht nur konzeptuell, sondern im Bild des Hybriden, der Kopplung aus Organismus und Maschine auch symbolisch – was meines Erachtens eine der herausragenden Qualitäten des Konzepts ist. Das theoretische und politische Unterfangen, Dualismen nicht allein zu dekonstruieren, sondern ins Wanken zu bringen, setzt d* Cyborg auch als performatives Bild um. Insofern ist es möglich, Cyborg nicht nur analytisch, sondern auch imaginativ zu begreifen. Darüber hinaus steht die Figur im Zentrum des »ironischen, politischen Mythos«.
- *Chimäre* – und zwar in jedweder Hinsicht: D* Cyborg ist ein Mischwesen, zusammengesetzt nicht aus Löwe, Ziege und Drache, sondern aus Organismus und Maschine. Zwar werden in der Produktion, Reproduktion und der Imagination Kriege um diese Grenze ausgefochten, dennoch ist diese eine optische Täuschung. In beiderlei Sinne, als Mischwesen wie auch als Verweis auf das Trugbild stabiler Grenzziehungen, gewinnt d* Cyborg aktuell angesichts erstarkender (neo)faschistischer und rechtspopulistischer Bewegungen tatsächlich sogar noch an Sprengkraft.
- Als *Figuration* ist Cyborg eine »komprimierte Karte einer umstrittenen Welt«, die bewohnt werden kann. Aus einer feministischen und historisch-materialistischen Perspektive befindet sich die Welt im ausgehenden 20. Jahrhundert im Umbruch. Auslöser hierfür sind vor allem Entwicklungen in den Technowissenschaften und dem Spätkapitalismus. Diese Welt ist umstritten, weil es auch andere Darstellungen von Welt gibt, also verschiedene Darstellungen miteinander konkurrieren.
- D* Cyborg ist auch eine *Worlding Operation*, sie schafft Welt in einer bestimmten Art und Weise. Haraway nutzt die Verbform – »worlding« und nicht »world« –, weil auch Welt nicht nur einmal geschaffen wird, sondern unentwegt (neu) entsteht. Die Geschichte des Kolonialismus hat gezeigt, dass Welten allerdings nicht auf einem »leeren Blatt« geschaffen werden. Wichtig ist zu verstehen, wie Welten gemacht und un-gemacht werden (können), damit es möglich ist, einzu-

greifen und *bestimmte* Formen des Lebens zu fördern. Eben dies sollten sich feministische, multikulturelle, antirassistische, technowissenschaftliche Projekte zur Aufgabe machen.

- *Kommunikationssystem*: Haraway zeigt anhand der Kommunikationswissenschaften und der modernen Biologie, dass infolge des Einflusses der Kybernetik die gesamte Welt in ein Kodierungsproblem übersetzt wird. Kommunikationswissenschaften und moderne Biologie forschen beide nach einer universellen Sprache, in der jede heterogene Entität zerlegt und neu kombiniert werden kann. Alle und alles, Planeten wie Menschen wie Tiere wie Pflanzen wie Maschinen werden als Kommunikationssystem beschrieben. Während so jede Heterogenität potenziell der Zerlegung und Neukombination ausgesetzt ist, bietet diese Gleichsetzung zugleich beträchtliche Möglichkeiten, Dualismen zu erschüttern: Anstatt sich auf das Trennende, Unterscheidende zu konzentrieren, rückt die Gleichsetzung das Gemeinsame, Verbindende in den Blick.
- Damit ist d* Cyborg *Komplizi*n* statt Objekt vernichtender Kritik bzw. kritischer ›Vernichtung‹: Linke, öko- und radikalfeministische Kritiken haben den Herrschaftscharakter der Technik betont und ihr ›Natur‹ und einen organischen Körper entgegengehalten. Insofern gingen diese Analysen von Dualismen aus, wie wir sie aus aristotelischer Zeit kennen. Die »Informatik der Herrschaft« kann so jedoch weder hinlänglich analysiert noch herausgefordert werden. Das Cyborg-Manifest will über Kritik hinaus technowissenschaftliche Diskurse für feministische Ansätze nutzbar machen, jedoch nicht im Sinne einer Technikeuphorie, sondern in Geiste einer kritischen Auseinandersetzung. Denn es gilt stets zu bedenken, dass d* Cyborg ein Produkt militärischer Forschung ist, entworfen für den ›Krieg der Sterne‹.
- *Arbeiter*in im integrierten Schaltkreis*: Nicht umsonst ist der Titel von Haraways Text eine Anspielung auf das Kommunistische Manifest. D* Cyborg ist auch Arbeiter*in in der »Hausarbeitsökonomie«, für die unter anderem die Dezentralisierung, Prekarisierung und Dequalifizierung von Arbeit und der Zusammenbruch des Wohlfahrtsstaates kennzeichnend sind. Altbekannte rassistische, sexistische und teilweise auch klassistische Arbeitsteilungen arrangiert die New Economy neu. Cyborg soll die Gesamtheit der Personen, die dieses System aufrechterhalten – von der Reinigungskraft bis zur Designer*in und Wissenschaftler*in – bezeichnen. Es geht darum, eine neue Arbeiter*innenbewegung aufzubauen, die alle Kategorien gegenwärtiger Arbeit umfasst. Und es geht darum, die globalisierte Arbeitsteilung zu verändern.
- Gerade vor dem Hintergrund von Rassismus, Klassismus und Heterosexismus auch in feministischen Bewegungen und Theorien und der schmerzhaften Erkenntnis der eigenen Täteri*nnenschaft in patriarchalen Herrschaftsverhältnissen – insbesondere der Herrschaft von Frauen über Frauen –, konzipiert Haraway d* Cyborg als eine Figur, die verschiedenen Herrschaftsformen in ihrer wechselseitigen Konstituierung Rechnung tragen soll. D* Cyborg soll gerade der Vorstellung der Trennbarkeit und Einheitlichkeit der Kategorien entgegenwirken. In Auseinandersetzung mit der Arbeit Chela Sandovals wird die Positionierung der *Woman of Color* zu einem herausragendem Beispiel für d* Cyborg als partielle, parteiiche und strategische Identität. Eine *Woman of Color*, so argumentiert Haraway anhand der Beispiele Schwarzer Frauen und Chicanas, lässt

sich keiner Kategorie zuordnen – weder kann eine Woman of Color als Vertreterin eines Geschlechts, noch kann sie als Vertreterin einer ethnisierten oder rassifizierten Gruppe sprechen; beide Kategorien sind so bestimmt, dass eine Woman of Color in diesen unsichtbar gemacht wird.¹ Das Konzept der Women of Color beruht also nicht auf ›natürlicher‹ oder naturalisierter Differenz, es stellt vielmehr für viele Frauen unterschiedlichster kultureller, ethnisierter, rassifizierter und nationaler Herkunft angesichts ihrer Rassismuserfahrungen eine persönliche und eine politische Notwendigkeit dar, sich miteinander in einer, eben dieser strategischen Position zu verbünden.

- Sandovals Thematisierung der Woman of Color und ihr Konzept des »oppositionellen Bewusstseins« sowie Trinh T. Minh-ha's Figur d* *inappropriate/d other* bilden die Grundlage für Haraways Entwurf d* Cyborg als *Figuration des Weder-Noch und Beides-Zugleich*. Diese Figuration beschreibt sowohl eine Subjektposition als auch politische Strategie: Cyborgs passen nicht in die Systematik der Herrschaft, lassen sich in Dualismen weder bezwingen noch einfangen, sind aber auch nicht ›reine‹ Differenz. Sie besetzen vielmehr einen Platz, der kein Dazwischen ist, sondern ein Weder-Noch und Beides-Zugleich. Als politische Strategie basiert die Figuration des Weder-Noch und Beides-Zugleich auf bewussten Koalitionen, Affinität und politischer Verwandtschaft.
- D* Cyborg ist keine *autopoietische*, sondern eine *sympoietische* Figur, sie ist stets im Werden und zwar stets im *Zusammenwerden*, das heißt im Austausch mit anderen Akteur*innen, seien diese menschlich, tierisch, pflanzlich, mikrobiell oder maschinisch. Sympoiesis bezeichnet nicht das Zusammenspiel einzelner Teile zu einem großen Ganzen, sondern das gemeinsame Werden der Einzelnen, die intrinsische Verwobenheit mit anderen Entitäten.
- Cyborg ist eine *Erzählung*. Die Figur erzählt eine Geschichte, und sie erzählt diese Geschichte in ungewohnter Weise neu. Deshalb lässt sich d* Cyborg auch nicht fixieren, auch als Erzählung ist si*er unaufhörlich im Werden und nimmt dabei immer neue Gestalten an. D* Cyborg geht davon aus, dass Realität sowohl *imaginär* als auch *materiell* ist, ein Wandel der Realität dementsprechend nur erzielt werden kann, wenn sowohl auf der materiellen als auch auf der imaginären Ebene gearbeitet wird. Technologien sind sowohl materielle Realität als auch kulturelle Fiktion.

In dieser Auflistung wird abermals deutlich, dass das Cyborg-Manifest die Kritik an den Technowissenschaften mit einer feministischen Kritik an Identitätslogiken verbindet, wie sie gerade von Schwarzen, postkolonialen (und) Autorinnen of Color formuliert wurde – kritische Zugänge aus zwei Bereichen, die bis dahin nicht zusammengedacht worden waren. Und Haraway fragt danach, wie es möglich ist, die universalistischen Kategorien Mensch und Maschine zu verlassen und zur Situiertheit der menschlichen wie der nicht-menschlichen Akteur*innen vorzudringen. Dieser Umstand wurde in der Rezeption des Cyborg-Manifestes selten berücksichtigt, meines Erachtens ist dies jedoch einer der wirklich herausragenden Aspekte nicht nur des Manifests, sondern Haraways Arbeit insgesamt. Bereits 1985 – also lange bevor die Debatte um Intersektionalität sich einer breiteren (weißen) feministischen Aufmerksamkeit erfreute – formuliert Haraway im Manifest die politische wie auch theoretische Notwendigkeit, *verschiedene* Herrschaftsformen in ihrer wechselseitigen Konstituie-

nung zu bedenken – und zwar so, wie Schwarze und Chicana-Feministi*nnen dies formulieren. Entsprechend zählen Arbeiten von Audre Lorde, Chela Sandoval und Cherríe Moraga zu den wichtigsten theoretischen Einflüssen auf das Cyborg-Konzept. Als problematisch erweist sich jedoch, dass Haraway *Women of Color* im Manifest als prototypische Cyborgs darstellt – und gerade nicht als Cyborg-Pionierinnen oder –Theoretikerinnen verhandelt. *Woman of Color* erscheint im Manifest so als das ›revolutionäre Subjekt‹ per se – als blieben die Praktiken und Perspektiven der Unterdrückten von denen des unterdrückenden Systems unbeeinflusst. Auf diese Weise werden *Women of Color* zu den romantisierten Unterdrückten, auf die weiße Feminist*innen blicken, weil sie die vermeintlich ›richtige‹ feministische Politik betreiben: Überdies wird im Manifest über *Women* of Color* gesprochen, so dass diese letztlich auf mehreren Ebenen vereinnahmt werden. Ich schlage daher vor, sich – vor allem als weiße Feminist*in – für das eigene Schreiben die von Trinh Minh-ha entwickelte Haltung des *Speaking Nearby*, das Sprechen nahe an etwas oder an welchen entlang, zu erarbeiten. *Speaking Nearby* könnte auch die Auseinandersetzung mit Weißsein als Rassifizierung prononcieren und so dazu beitragen, dass die Unterschiede zwischen verschiedenen *Women* of Color* ebenso wie die Gemeinsamkeiten und Überschneidungen zwischen weißen* und Feministi*nnen of Color, schließlich aber auch die Brüchigkeit der Identifikationen als weiße oder *Woman* of Color* deutlich werden können. In jedem Fall jedoch muss d* Cyborg auch weiterhin als Figur gedacht werden, die in verschiedene, sich wechselseitig konstituierende Herrschaftsverhältnisse verstrickt ist. Das bedeutet auch, dass d* Cyborg nicht – wie häufig der Fall – als weiße Figur konzipiert werden kann, sondern dass gezielt nach Konzepten und Geschichten von d* Cyborg als unterschiedlich rassifizierte gesucht werden muss. Auch wenn dies möglicherweise bedeutet, an dem Anspruch abermals, dafür aber anders, zu scheitern.

Von großer Bedeutung für das Cyborg-Konzept sind die Refigurationen, die Neugestaltungen von Figuren und Erzählungen, sowie das Schreiben als Neu-Erzählen. Was Refiguration bedeuten und was mit dieser Praktik erreicht werden kann, zeigt sich gerade an der Figur d* Cyborg selbst. Vom sich selbst schöpfenden Raumfahrer im Krieg der Sterne über die Kopplung von lebenden und nicht-lebenden Systemen bis hin zur feministischen, antirassistischen Figur – Vorstellungen davon, wer oder was d* Cyborg sein kann, haben sich entscheidend gewandelt, weil die Figur, von Haraway und vielen anderen, allen voran vielen SF-Autor*innen, nicht den Technowissenschaften überlassen, sondern in einen anderen Kontext gestellt und mit anderen Bedeutungen und Geschichten versehen wurde. Die Refiguration d* Cyborg funktioniert wie im Beispiel von Ursula Le Guins »Tragetaschentheorie« – der »Carrier Bag Theory of Fiction«. Le Guin will verändern, welche Geschichten wir wem und zu welchem Zweck über die menschliche Evolution und »Natur« erzählen: anstelle von Waffen und Werkzeugen erklärt sie Tragetaschen zum entscheidenden Motor der Evolution. In Anlehnung an diese Theorie bestimmt Haraway Technologien und Wissenschaften als »kulturelle Tragetasche« neu. Neue Geschichten in den Technowissenschaften zu schreiben bedeutet, die Voraussetzungen und Bedingungen dieser Geschichten neu zu konfigurieren: Welche* tauchen als Handelnde auf, wie ist die Handlung strukturiert, welche Arten von Handlungen zählen dazu, welche und wie viele Ebenen von Bedeutung können in Erscheinung treten?

Schreiben, das sich auch sprachlich der Logik des Einen widersetzt, um Dualismen unaufhörlich zum Stolpern zu bringen, ist eine weitere bedeutende Cyborgtech-

nologie. Eine poetische Sprache, die darum bemüht ist, zu reformulieren, zu erfinden und unerschöpflich mit Bedeutungen zu spielen – auch, um sich einer Schließung von Bedeutung zu widersetzen.

Es gibt jedoch auch einige, meiner Ansicht nach richtungsweisende Aspekte d* Cyborg, die im Manifest unerforscht bleiben:

- Cyborg als nicht-binäre geschlechtliche Existenzweise
- Cyborg als *queere* Figur
- Cyborg als Figur einer Crip Future
- SF-Autor*innen als Cyborg-Theoretiker*innen beziehungsweise deren Gedankenexperimente der *SF als Cyborgtheorie*
- Das Potenzial des *Noch-Nicht-Geschehenen* wie auch des *Noch-Nicht-Bewussten* für d* Cyborg
- Alternativen zur Gegenwart (in der SF)
- Das Potenzial der imaginativen Auffassungskraft

Gerade für die Vertiefung der performativen Kraft des Erzählens habe ich Beispiele aus der SF aufgegriffen. Was genau SF ist und wofür die Abkürzung steht, ist – wie deutlich geworden ist – eine unabgeschlossene Diskussion. Soll diese SF nicht allein als formaler und ästhetischer, sondern auch als sozialer und politischer Modus des Schreibens betrachtet werden, ist es hilfreich, diese als historisch geworden und veränderbar zu betrachten. Hier ist gerade die Frage nach dem S in der SF, also wofür dieses steht – ob nun für *Science* oder für *speculative* – und was mit *Science*, also Wissenschaft, in dem Zusammenhang gemeint ist und welche Wissenschaften hier als ›zulässig‹ gedacht werden, von Bedeutung dafür ist, welche Werke als SF gelten. So ist kaum erstaunlich, dass Frauen, feministischen, Schwarzen und Autor*innen of Color häufig abgesprochen wurde (und bis heute immer wieder abgesprochen wird), SF zu schreiben. Umgekehrt forder(te)n manche feministische (und) Autor*innen of Color gerade den Wissenschaftsbegriff des Malestream der SF heraus. Als Überbegriff für die verschiedenen Formen der Phantastik wird häufig der Begriff der Speculative Fiction verwendet. Die für die Geschichte wie auch die Definition der SF bedeutende Herausgeberin und Autorin Judith Merrill bestimmte Speculative Fiction bereits in den 1960er Jahren – wenn auch gerade nicht als Überbegriff – als spezifischen Modus, dessen Ziel und Zweck es sei, in literarischen Gedankenexperimenten zu forschen, herauszufinden, in Erfahrung zu bringen.

Mein Interesse galt in dieser Arbeit jedoch keiner weiteren Definition der SF, sondern der SF als Form des Schreibens, in der die dargestellte Welt im Prozess des Lesens überhaupt erst geschaffen wird – das heißt als Form, in der nichts vorab gegeben ist – weder in welcher Welt die Handlung stattfindet, noch welche und wie viele Geschlechter es dort gibt, noch in welchem Verhältnis diese zueinander stehen, noch wie Reproduktion und Sorgearbeit organisiert ist, noch irgendein anderes ›immer schon‹ fixiertes Vorverständnis. Darüber hinaus halte ich SF für gesellschaftstheoretisch relevant, weil hier Alternativen zur Gegenwart und Vorstellungen von Zukunft entwickelt werden – über die zu verfügen für gesellschaftliche Gruppierungen, politische Bewegungen wie auch für jede*n Einzelne*n von Bedeutung ist. Denn nur mit möglichst klaren Vorstellungen von den vielen Möglichkeiten, die die Zukunft bringen

kann, wird nicht einer beliebigen entgegengegangen, sondern lassen sich bestimmte gezielt anstreben.

Um SF als ästhetischer Form gerecht zu werden, ist es jedoch notwendig, sich damit auseinanderzusetzen, wie diese beschaffen ist und in welcher Tradition sie steht. So beharrt Delany darauf, dass SF keine Literatur ist, sondern historisch gerade das konstitutive Außen eines modernen Verständnisses von Literatur bildete. Er schlägt daher vor, SF als Modus des Schreibens und Art des Lesens zu verstehen. Für diese ist von Bedeutung, dass Sprache hier wortwörtlich ausgelegt wird. Entsprechend werden Sätze in der SF anders gelesen als beispielsweise im bürgerlichen Roman. Sätze, die in ›profaner‹ Literatur keinen Sinn ergeben, beschreiben in der SF ein Ereignis, das nicht geschehen ist und doch im Rahmen des physikalisch Erklärbaren interpretiert werden muss. Sie markieren den Unterschied zwischen der empirischen Welt, die uns umgibt, und der fiktiven Welt des SF-Romans. Entsprechend müssen (und können!) Leser*innen sich die Welt der Erzählung in der Lektüre zunächst – lustvoll – Satz für Satz erschließen. Worte und Ausdrücke, die in der semantischen Ordnung der Leser*innen entweder nicht sinnvoll sind oder nicht vorkommen, fordern diese dazu auf, Erwartungshaltungen und bekannte Muster aufzubrechen.

Für die SF ist weiterhin kennzeichnend, dass sie von Ereignissen erzählt, die nicht geschehen sind – also auch Ereignissen, die geschehen könnten oder noch geschehen werden. Sie erzählt von einer Potenzialität. Damit unterscheidet sich die SF fundamental von anderen Modi des Schreibens, denn im Unterschied zum Begriff des Möglichen, will jener der Potenzialität einen außergewöhnlichen Modus des Nichtseins repräsentieren, wie Muñoz (2009) in Auseinandersetzung mit Blochs (1985 [1959]) Utopiebegriff herausstellt. Als etwas, das gegenwärtig ist, in der Gegenwart aber noch nicht tatsächlich existiert, weist Potenzialität auf einen Horizont des Möglichen – und bietet so die Voraussetzung dafür, Veränderung überhaupt denken zu können. Muñoz knüpft hier insbesondere an Blochs Begriff des »Noch-Nicht-Bewussten« an, der etwas in der Gegenwart angelegtes und auf die Zukunft verweisendes beschreibt, welches auf die Möglichkeit von Alternativen – gerade zu Kapitalismus und Heteronormativität – verweist. Für Repräsentationen von Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung kommt dem »Noch-Nicht-Bewussten« besondere Bedeutung zu, es steht hier für den Entwurf vielfältigen geschlechtlichen Existenzweisen, die gelebt, verkörpert, erfahren werden, häufig aber noch nicht erfasst werden können. SF kann ein Weg sein, diese greifbar und erfahrbar zu machen und den queeren Horizont in der Gegenwart zu erkennen zu geben. Entsprechend hat die kritische Beschäftigung mit SF diese von Anbeginn an als *kreative* Form der Gesellschaftskritik verstanden, für die nicht zuletzt die Exposition der gesellschaftlichen Verfasstheit wie auch die Relativierung der Gegenwart wichtige Werkzeuge darstellen. Die Gedankenexperimente der SF stellen eine spekulative Form des Theoretisierens in Form von Erzählkunst dar. Politische Konzepte und Anliegen verbinden sich hier mit der Kreativität der Imagination – und in eben dieser Verbindung, als kreativer und visionärer Ausdruck, kann SF potenziell eine breite Leser*innenschaft verführen, berühren und in andere Welten verstricken. Für d* Cyborg ist SF darüber hinaus von Bedeutung, weil sie den Affekt auslösen kann, etwas völlig Unbekanntes, sobald es benannt wurde, bekannt und vertraut erscheinen zu lassen – einfach weil verständlich ist, wie es funktioniert. Und weil SF inhaltlich häufig mit dem Unvertrauten beschäftigt ist, kann sie potenziell den Dualismus von Fremden und Vertrauten auch *formal* verrücken.

In dieser Arbeit wurde SF als Modus des Schreibens dargestellt, den feministische, lesbische, schwule, queere, Schwarze und of Color Autor*innen, Herausgeber*innen, Kritiker*innen und Fans von Beginn an in bedeutender Weise mitgestalteten. Gerade auch als Cyborg-Theoretiker*innen haben sich nicht nur weiße Autoren betätigt. Der Beitrag von Schwarzen und Autor*innen of Color zur SF wird systematischer erst seit rund 20 Jahren erforscht, es ist jedoch bereits deutlich geworden, dass es diesen immer schon gab. Und dass die Wahrnehmung der Präsenz dieser Autor*innen auch mit der Bestimmung der SF selbst zusammenhängt. Ebenso schreiben Frauen SF, seit es SF gibt – selbst in den Pulp der 1930er Jahre waren bereits viele Autorinnen vertreten, die in der Malestream-Geschichtsschreibung der SF unterschlagen wurden und bis heute immer wieder werden. Aufgrund der häufigen Verwendung von Pseudonymen sowie der mitunter ausschließlich postalischen Kontakte zwischen Herausgeber*innen und Autor*innen lässt sich letztlich nicht sagen, wie viele Frauen, Schwarze (und) Autor*innen of Color historisch SF publiziert haben – oder aktuell in Zeiten elektronischer Kommunikation publizieren. Die Darstellung der SF als weiß und männlich – sei es in kritischer Absicht oder implizit – ist jedoch schlicht unrichtig. Begann die systematischere Forschung zu Beiträgen Schwarzer und Autor*innen of Color erst gut dreißig Jahre nach der ersten Welle des Afrofuturismus und gut fünfzig Jahre nach der Formierung der Bürgerrechtsbewegung in den USA in den 2000er Jahren, werden die Beiträge von Frauen seit der Entstehung der SF-Feminismen, also seit Beginn der Frauen- und Lesbenbewegung in den späten 1970er Jahren erkundet. Für die Entwicklung der SF(-Feminismen) waren und sind nicht allein Autor*innen und Verlage, sondern auch Herausgeber*innen, Diskussionen, Tagungen, Conventions, wie gerade die WisCon, Auszeichnungen, Magazine und nicht zuletzt Leser*innen und Fans von großer Bedeutung.

SF-Feminismen ermöglichen es, andere Welten zu erlesen und zu erleben, Welten ohne Herrschaft, ohne Patriarchat, Kapitalismus, Rassismus, Kolonialismus, Zweigeschlechtlichkeit ... und diese alternativen Welten können geteilt und besprochen werden – darin liegt ihr enormes Potenzial. Schreiben ist hier eine Praxis der Freiheit – und darin liegt zu einem Teil auch das Vergnügen an deren Lektüre. Umgekehrt fördern das Lesen und die Diskussion der SF-Feminismen wiederum die Bildung einer feministischen Community: SF-Feminismen sind also eine »sympoietische Praktik«. Die Gedankenexperimente der SF-Feminismen greifen Debatten und Konzepte feministischer Theorien auf und erforschen diese in ihren imaginären Entwürfen. So können sie theoretische Diskussionen auf kreative, imaginative Weise im Detail erforschen, kritisieren, ergänzen, in neue Richtungen lenken. SF-Geschichten können darüber hinaus beim Lesen erfahrbar machen, *wie eine andere Welt gelebt, gefühlt, erfahren wird*. Die fiktive Welt sickert in das Unbewusste ein und wird Teil der Erfahrungen von Welt. Ein wesentlicher Vorteil der SF gegenüber der Theorie ist, dass sie leichter zugänglich ist. SF-Erzählungen erreichen andere und wesentlich mehr Leser*innen als theoretische Texte oder politische Schriften. Inhaltliche Schwerpunkte der SF-Feminismen überschneiden sich größtenteils mit den Diskussionen in feministischen Bewegungen, besondere Bedeutung kommt jedoch der Beschäftigung mit Geschlechtern, Sexualitäten, Liebes- und Beziehungsformen, Begehren, Reproduktion und alternativen Gesellschaftsformen zu. Vom Malestream der SF unterschieden sie sich inhaltlich vor allem durch die differenzierte Exploration von Körpern und Materialität. Darüber hinaus liegt ein wesentlicher Beitrag der SF zu den Feminismen in der

Arbeit an Sprache. Deren buchstäbliche Verwendung verleiht ihr wieder einen Gebrauchswert, beispielsweise im Finden angemessener, nicht sexistischer, klassistischer, ableistischer oder rassistischer Bezeichnungen. Sie zeigen, dass auch andere gesellschaftliche Vorstellungen einer Personengruppe oder eines Sachverhalts möglich sind.

Auch die im Cyborg-Manifest ausgeklammerten Vorstellungen von d* Cyborg als nicht-binärer geschlechtlicher Existenzweise, als queerer und als rassifizierter Figur wurden und werden vorzugsweise in den SF-Feminismen entwickelt. Marge Piercys *He, She and It* stellt hierfür ein herausragendes Beispiel dar. Darüber hinaus führt Piercy vor, was Remythologisierung, Geschichten und das Neuschreiben von Figuren – für den Golem und für d* Cyborg – bedeuten kann. In *He, She and It* wird nicht die eine, sondern es werden *verschiedene* Weisen, als Cyborg zu existieren, beschrieben. Jede dieser Figuren wird als multiple und in sich widersprüchliche wie auch strittige dargestellt. Die geschlechtliche Existenzweise der Cyborgs erkundet Piercy in der Beschreibung von deren (Selbst)Repräsentation, Verhalten, Fühlen, in Auseinandersetzung mit Geschlechternormen und -stereotypen sowie gerade auch im Verhältnis zu anderen (Cyborg-)Figuren. Um Geschlechter jenseits einer dualistischen Struktur, also jenseits von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität, darzustellen, verfolgt sie sehr unterschiedliche Strategien: Im Close Reading ließen sich diese nachvollziehen und analysieren, welche Darstellungsweise welche Effekte hat, wie es gelingen kann, alternative Geschlechter und Sexualitäten zu beschreiben und welche Strategien hierbei warum scheitern. Darüber hinaus erwies sich hier die Bedeutung des Reading, des Lesens, für das Erkennen alternativer geschlechtlicher Existenzweisen. Es bedarf nicht nur der Darstellung nicht-binärer, queerer Cyborg-Figuren, sondern es bedarf auch eines queeren Lesens und/oder eines Lektüreverfahrens des Cyborgismus (vgl. Mason 1995). Und schließlich zeigte das Close Reading von *He, She and It*, dass die Bedeutung des jüdischen Kontextes dieses Romans – außer in den wenigen vorliegenden Betrachtungen, die eben diesen zum Thema haben – bislang keinerlei Beachtung geschenkt wurde. Dem Anspruch, verschiedene Formen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen in ihrer wechselseitigen Konstituierung zu untersuchen, wie dieser in den letzten Jahren in feministischen Diskussionen verstärkt eingefordert wurde, werden diese Analysen folglich nur teilweise, letztlich jedoch ungenügend gerecht. Das Beispiel der Jüdischkeit, die sich weder in Religion, noch in Ethnisierung oder Rassifizierung, noch in Kultur, noch in individueller Identifikation erschöpft, zugleich aber großen Einfluss auf Geschlecht, Sexualität und Rassifizierung hat, zeigt, dass Analysen der verschiedenen Herrschaftsformen in ihrer wechselseitigen Konstituierung Gefahr laufen, den Blick zu schematisch auf bestimmte Herrschaftsformen – wie Geschlecht, Sexualität, Rassifizierung, Klasse – zu richten. Hier ist Offenheit und Aufmerksamkeit für verschiedene, gerade auch gesellschaftlich häufig ausgeblendete Formen von Macht und Herrschaft wie auch der Identifikation dringend geboten. Und hierfür kann ein Close Reading, das sich zusätzlich Anregungen bei Trinh's »Speaking Nearby« holt, ein vorzügliches Werkzeug darstellen.

Was die Zukunft anbelangt ...

Für die weiterführende Forschung scheint mir – nicht zuletzt angesichts von Techniken wie *Genome Editing* und Gendesign, angesichts eines Abbaus des Wohlfahrtsstaates und dem Erstarken (neo)faschistischer rund rechtspopulistischer Bewegungen – eine Frage besonders dringlich: Wie lässt sich die Figur d* Cyborg ebenso wie das spekulative Potenzial der SF nutzen, um nicht – wie in den Phantasien des (Post- und) Transhumanismus – technologisch »verbesserte« Menschen, sondern vielmehr technologisch unterstützte inklusive Gemeinschaften zu erkunden? Wie lässt sich d* Cyborg einsetzen, um nicht-normative Körper und mentale sowie neuronale Verfasstheiten zu denken? Und wie lässt sich über angemessene Kontexte für verschiedenste Körper spekulieren? Welche Welten wären geeignet, verschiedensten Körpern gemeinsam ein ihnen angemessenes Leben zu ermöglichen? Letztlich: Wie kann Technologie »uns« dabei unterstützen, tatsächlich inklusive Gemeinschaften aufzubauen – für alle Körper und für alle mentalen und neuronalen Verfasstheiten? Das heißt, meines Erachtens ist es gerade angesichts aktueller technologischer und gesellschaftlicher Entwicklungen von Bedeutung, an der Verknüpfung d* Cyborg mit Queer, Crip und Disability Studies weiterzuarbeiten. Mika Mursteins »Gedankensammlung zu Anti/Abbleismus« (2018) ist ein wichtiger Schritt in diese Richtung. Darüber hinaus halte ich die von Mia Mingus (2010 und 2011) formulierten Begriffe der »Access Intimacy« und der »Crip Solidarity« hilfreich, um in Richtung einer Crip Future für d* Cyborg zu denken.

Darüber hinaus lässt sich in der SF beobachten, dass gerade Schwarze und postkoloniale feministische, queere Autor*innen in der letzten Dekade mit interessanten und brillanten Werken überzeugen (vgl. Fink 2019). Die *Broken-Earth-Trilogie* (*The Fifth Season*, 2015, dt. 2018 von Susanne Gerold, *Zerrissene Erde*; *The Obelisk Gate*, 2016; *The Stone Sky*, 2017) der Schwarzen SF-Autorin N. K. Jemisin untersucht, wie sich strukturelle Gewalt in minorisierte Gruppen – individuell wie kollektiv – einnistet. Jemisin beschreibt, wie diese dennoch, selbst in einer scheinbar untergehenden Welt, weiterleben, und dass ihr Leben trotzdem nicht allein aus Kampf besteht. 2018 gewann Jemisin für diese Trilogie als erste Autor*in überhaupt zum dritten Mal in Folge einen der wichtigsten SF-Preise, den von den Leser*innen (und nicht einer Jury) verliehenen Hugo Award – obwohl in den vergangenen Jahren von den *Sad* und den *Rabid Puppies* (vgl. Kapitel 4.1.5.) wiederholt Versuche unternommen wurden, Werke von Frauen, Queers und Autor*innen of Color zu verhindern. In ihrer Dankesrede hält Jemisin daher fest, dass in der SF »endlich, wenn auch widerwillig, eingestanden wird, dass die Träume Marginalisierter von Bedeutung sind und dass alle eine Zukunft haben« (Jemisin 2018).

Insofern seien abschließend die in den letzten Jahren entstehenden feministischen queeren postkolonialen Cyborgs, die zu erforschen ein weiteres wichtiges und lohnendes Forschungsfeld darstellt, zumindest kurz erwähnt. Diese fordern auf höchst spannende und ästhetisch anspruchsvolle Weise okzidentale und koloniale Betrachtungen von Technologie heraus. Etwa wenn Larissa Lai chinesisch-kanadische lesbische Protagonistin in *When Fox is a Thousand* zentrale Szenen des für den SF-Film bestimmen-

den *Blade Runner* immer wieder ansieht und dabei dessen Orientalismus, stellvertretend für den gesamten Cyberpunk, offenlegt – und letztlich den Orientalismus ›westlicher‹ Gesellschaften. Nalo Hopkinson schafft in *Midnight Robber* nicht nur höchst interessante Cyborgfiguren; die queere afro-karibisch-kanadische Autor*in untersucht, wie wir Technologie denken. Viele Geschichten über Technologien wie auch die Begriffe und Paradigmen, die wir für sie verwenden, beziehen sich auf die griechische und römische Mythologie und Sprache, so Hopkinson in einem Interview (2000b). Damit gestalten wir jedoch nicht nur die Bezeichnungen, sondern auch die Art der Technologie, die wir schaffen. Hopkinson platziert als ›Andere‹ Markierte im Zentrum ihrer Geschichten und erzählt von deren Leben und Anliegen. Von dort aus – der zentralisierten ›Peripherie‹ quasi – fragt sie danach, welche Art Technologie afrikanische Diaspora-Kulturen schaffen und welche Geschichten diese über ihre Technologien erzählen würden. Ihre Cyborg-Welt basiert also auf dem Wissen und den Techniken jener, die in ›westlichen‹ Denktraditionen als ›Andere‹, als primitiv und definitiv nicht technologisch versiert dargestellt werden. Ihre Cyborg-Welt läuft daher nicht Gefahr, die dominante Weltordnung zu reproduzieren, wie von Chela Sandoval in ihrer Replik auf das Cyborg-Manifest befürchtet:

If cyborg consciousness is to be considered as anything other than that which replicates the dominant global world order, then cyborg consciousness must be developed out of a set of technologies that together comprise the methodology of the oppressed, a methodology that can provide the guides for survival and resistance under first world transnational cultural conditions (Sandoval 1995, 408).

Die Verbindung einer Kritik an den Technowissenschaften mit queer_feministischen postkolonialen Theorien erhält hier eine völlig neue Gewichtung und eine neue Perspektive. Ein Kommunikationsgerät, das sieht und hört, heißt in *Midnight Robber* »four-eye,« buchstäblich Seher*in. Die künstliche Intelligenz, die alle Menschen eines planetarischen Systems beschützt, wird zu »Granny Nanny«, nach der Arbeiterin und Magierin, die in Jamaika eine Anführerin der *Maroons* – entfloherer Versklavter – war. Auch wenn Granny Nanny alles sieht, sagt sie nicht alles weiter, nur wenn die Sicherheit einer Person gefährdet ist. Granny Nannys Überwachung sei, so Hopkinson, daher eher fürsorglich, was manchmal eine gute Sache und manchmal eben erdrückend sei. Geschrieben ist der Roman in einem von ihr erfundenen Creole. Damit verortet sie ihre Geschichte wie auch deren Protagonist*innen auch sprachlich außerhalb Europas und des ›Westens‹. Darüber hinaus verweist sie auf diese Weise abermals auf die Geschichte der Sklaverei: Die Creole-Sprachen entstanden im europäischen Sklavenhandel, sie wurden von afrikanischen Versklavten entwickelt, die gezwungen wurden, ihre eigene Sprache aufzugeben. Creole ist also als »part enforced compliance, part defiance, and whole lot of creativity« zu verstehen (Hopkinson und Nelson 2002, 102).² Hopkinsons Cyborgs verschmelzen Mensch und Maschine ebenso wie Mensch und Tier – eine Form d* Cyborg, die noch viel zu wenig beleuchtet wurde. An der folgenden Stelle beispielsweise beschreibt die Schwarze (gender)queere Protagonistin Tan-Tan, die zu dem Zeitpunkt noch ein Kind ist, ihre erste Begegnung mit Chichibud, eine* tierische Alien Cyborg, die in Anlehnung an eine mythologischen Figur entworfen ist, von der in Trinidad und Tobago erzählt wird:

The creature was only about as tall as she. It smelt like leaves. Its head was shaped funny; long and narrow like a bird's. It was ugly for so! Its eyes were on either side of its head, not in front of its face like people eyes. It had two arms like them, with hands. Each hand had four fingers with swollen fingertips. Slung across its leathery chest was a gourd on a strap. It carried a slingshot in one hand and had a pouch round its waist. It wore no clothing, but Tan-Tan couldn't see genitalia, just something looking like a pocket of flesh at its crotch. A long knife in a holder was strapped onto one muscular thigh. But it was the creature's legs that amazed Tan-Tan the most. They looked like goat feet; thin and bent backwards in the middle. Its feet had four long toes with thick, hard nails. »Eshu,« she muttered, »a-what that?« (*Midnight Robber*, 92)

So führt Hopkinson in *Midnight Robber* in einzigartiger Weise vor, wie Dualismen unterlaufen werden können. Und sie zeigt, dass das Cyborguniversum nicht nur ein »endgültiges Koordinatensystem der Kontrolle« und »die endgültige Abstraktion« bedeuten kann oder muss, sondern auch »gelebte soziale und körperliche Wirklichkeiten, in der keine*r mehr die Verbundenheit und Nähe zu Tieren und Maschinen zu fürchten braucht und niemand mehr vor dauerhaft partiellen Identitäten und widersprüchlichen Positionen zurückschrecken muss« (CM, 40). Und schließlich rückt Hopkinsons »etwas perverser Wechsel der Perspektive« (ebd.) die verschattete Seite des Dualismus ins Zentrum des Universums.

Anmerkungen

- 1 Dass Schwarze Frauen in den USA aus der Kategorie der Schwarzen (Amerikaner*innen) herausfallen, zeigte sich in jüngster Vergangenheit beispielsweise im Rahmen der *Black-Lives-Matter*-Bewegung. Diese wurde ins Leben gerufen angesichts des Freispruchs eines Mitglieds einer ›Nachbarschaftswache‹, der einen unbewaffneten Schwarzen Schüler in Florida erschossen hatte, wie er behauptet ›in Notwehr‹. *Black Lives Matter* wurde – maßgeblich von Frauen – ins Leben gerufen, um der willkürlichen wie strukturellen Gewalt und dem systemischen Rassismus gegenüber Schwarzen (Amerikaner*innen) entgegenzutreten. Thematisiert werden vor allem die Tötungen Schwarzer durch ›Gesetzhüter*innen‹, Racial Profiling, Polizeigewalt und deren strafrechtliche Folgenlosigkeit. Allerdings – so wurde verschiedentlich kritisiert – wird sowohl von *Black Lives Matter* als auch von der breiten Öffentlichkeit vor allem die Tötung männlicher Schwarzer Amerikaner*innen wahrgenommen, weibliche Opfer kommen kaum vor. Der unter anderem von Kimberlé Crenshaw gegründete Thinktank African American Policy Forum initiierte daher den Hashtag #Say Her Name als »movement that calls attention to police violence against Black women, girls and femmes, and demands that their stories be integrated into calls for justice, policy responses to police violence, and media representations of police brutality« (<http://aapf.org/about-the-campaign>; zuletzt aufgerufen: 26.7.2019), das einen intersektionalen Ansatz verfolgt. (Vgl. <https://blacklivesmatter.com> sowie den Report des African American Policy Forums und des Center for Intersectionality and Social Policy Studies: http://static1.squarespace.com/static/53f20d90e4bob80451158d8c/t/560c068ee4boaf26f72741df/1443628686535/AAPF_SMN_Brief_Full_singles-min.pdf; alle zuletzt aufgerufen: 26.7.2019)
- 2 Dass der Roman in einem eigenen Creole geschrieben ist, macht seine Übersetzung enorm schwierig. Hopkinson verweist im Gespräch mit Alondra Nelson interessanterweise darauf, dass der Roman sich möglicherweise gut ins Jiddische übersetzen ließe. (Hopkinson und Nelson 2002, 103)